

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 205.

Freitag, 7. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banfrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(8. Fortsetzung.)

Endlos dauerte die Fahrt. Endlich, in den weniger belebten Straßen der Vororte, steigerte der Fahrer die Geschwindigkeit des alten, hohen Vehikels. Ein naiver Mitteleuropäer, der noch nie in London war, kann sich keine Vorstellung von dem Alter und Aussehen der Londoner Taximeter machen. Würde sich in Berlin solch eine Karre die weiß-schwarzen Karos umpinselfen, — man würde ihren Besitzer auslachen.

Dann, endlich stoppte die Droschke und hielt. Erleichtert atmete Neubeder auf, als er dann auf dem Trottoir stand und zahlte. Wie eine Erlösung wirkte die feuchte, nebelige Luft nach dem Geruch in dem Coups des Taximeters.

Neubeder drückte auf den Schellenkopf zum ersten Stod der kleinen, typisch englischen Vorstadtvilla.

Ein junger Burche öffnete.

„Es ist Post aus Deutschland angekommen. Monsieur“, sagte er in französischer Sprache.

Herr Neubeder nickte. Rasch eilte er die Treppe hinauf.

Wenige Minuten später schon sah er im tiefen Lederstuhl, in einen weichen, aperten Morgenmantel gehüllt, unter der Stehlampe, die ihr lautes, angenehmes Licht auf einen Brief aus Frankfurt am Main fallen ließ.

Gemütlich sumnte die Teemaschine dazu. Im Kamin knisterte das Holz, das eine wohlige Wärme verbreitete, und die letzte Erinnerung an Kälte und Londoner Nebel auslöschte.

7.

René Savary war gründlich verliebt. Vielleicht war er sogar noch mehr. Er fühlte sich glücklich und ausgefüllt von dem Gedanken an Frau Marianne. Er erschrak manchmal geradezu, wenn er bedachte, wie zufällig dieses Zusammentreffen doch war, — und wie leicht der gleiche Zufall es hätte fügen können, daß er diese wundervolle Frau nie in seinem Leben kennen gelernt hätte.

Er grübelte viel. Frau Marianne löste so vieles in ihm aus, das er früher nie empfunden hatte. Und man könnte nicht gerade behaupten, daß sein Leben bisher arm an Frauen gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Aber alle diese Abenteuer der Vergangenheit, auch wenn sie vielleicht einmal tiefer gegangen waren, als eine leichte, amüsante Spielerei, verblaßten vor der Gegenwart. Dieser Gegenwart.

René wußte noch nicht, was eigentlich war, das ihn so stark an diese fremde Frau fesselte. Vielleicht, weil da irgend ein Geheimnis um diese Frau war. Irgend ein Geschöhen, das in der Vergangenheit lag, aber unter dessen Eindruck sie heute noch stand. Vielleicht litt René mußte sich, je mehr er sich mit dieser Möglichkeit befaßte, eingestehen, daß er sich fürchtete, dieses Geheimnis kennen zu lernen. Vielleicht würde es eine bittere Enttäuschung für ihn werden? Wie nahe mußte ihm Frau Marianne schon gekommen sein, daß dieser Gedanke überhaupt Platz in ihm hatte.

René Savary stand am Bordrand der Straße. Eine ruhige, nicht gerade sehr breite Straße, wie sie vom wohlhabenden Mittelstand der Hauptstadt bevorzugt

(Nachdruck verboten.)

wird. Kleine Häuser, — kein Betrieb auf den Straßen, aber viele Blumen in den schmalen Vorgärten.

Seit ganz wenigen Tagen erst wohnte Frau Marianne hier. Sie hatte sich — wie sie René erzählte — ein paar nette, helle Räume gemietet. Offensichtlich hatte sie also die Absicht, für längere Zeit in London zu bleiben. René war sehr glücklich darüber — wenn es ihn andererseits auch beunruhigte. Aber diese andere Seite schwieg beharrlich still, sowie Frau Marianne in der Nähe war.

René lehnte sich wartend auf den Schlag seines eleganten Sportweisers. Zum erstenmal wurde ihm bewußt, wie wenig er doch eigentlich von dieser Frau wußte, die ihm innerlich so gar nicht mehr fremd war. Ohne seine Hilfe zu beanspruchen, hatte sie dieses Haus gemietet. Sie mußte über Mittel verfügen, ja vielleicht sogar vermögend sein. René hatte nicht danach gefragt. Er hatte sich alle diese Tage über angewöhnt fern von allem Alltäglichen gefühlt. Jetzt zum erstenmal tauchte dieser Gedanke auf: wer war Frau Marianne? Sie war verheiratet, wie der Ehering hies. Wessen Frau war sie? Wer war ihr Gatte? Etwas wie Eifersucht wuchs in René. Er schalt sich lächerlich.

Er hatte schon zum drittenmale gehupt, als endlich ein junges Mädchen, das sich Frau Marianne offenbar zur Bedienung engagiert hatte, aus dem Haus trat und ihm winkte. Erstaunt trat er an den Gartenzaun. „Die Lady läßt Sie bitten einzutreten“, sagte das Mädchen.

René war ein wenig erstaunt und zog die Augenbrauen zusammen. Er nahm den Schlüssel aus dem Anlaffer und folgte.

Das Zimmer, in das ihn das Mädchen führte, gefiel ihm. Es war hell und freundlich und von angenehmer Eigenart. Im Gegensatz zu der Uniform englischer Wohnräume, die man so häufig antrifft. René war nicht weit davon, sich einzubilden, selbst hier an den gemieteten Möbeln die richtende, geschmackbewußte Hand Frau Mariannes zu erkennen. Dann lächelte er über seine Jungenhaftigkeit.

Es dauerte einige Minuten, bis Frau Marianne das Zimmer betrat. René sprang auf — und erschrak. Sie hatte verweinte Augen.

„Was ist Ihnen?“, fragte er, ihre beiden Hände ergreifend.

Mit einem tapferen Lächeln schüttelte sie den Kopf. „Wissen Sie nicht, daß Frauen oft grundlos weinen?“, fragte sie mit einem Versuch zu scherzen.

René stand vor ihr und sah sie zärtlich an.

„Sollten Sie zu diesen Frauen gehören?“, fragte er, leise ihre Hände streichelnd. Sie hatte so weiche, kindhafte Hände.

„Vielleicht!“ Sie schüttelte den Kopf, als schüttle sie einen unangenehmen Gedanken ab.

René nahm seinen Sessel wieder, der einladenden Bewegung Frau Mariannes folgend. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber. Er durfte ihr eine Zigarette geben.

„Eines müssen Sie mir versprechen“, begann Frau Marianne. Sie war sehr ernst. „Und ich muß Ihr

Ehrenwort erbitten, daß Sie dieses Versprechen unbedingt halten werden."

"Sie machen mich neugierig . . .", versuchte René zu scherzen. „Welches mysteriöse Geheimnis umgibt Sie?"

"Vielleicht ist es ein Geheimnis. Aber es ist weniger mysteriös als notwendig. So notwendig, daß ich Sie allen Ernstes bitten muß: fragen Sie niemals nach meinem Namen. Suchen Sie niemals zu erfahren, wer ich bin, woher ich komme. Vielleicht kommt einmal der Tag, daß ich es Ihnen von selbst sagen kann."

René war überrascht. Eine frauenhafte Laune? Ein kleiner Trick, sich interessant zu machen? — Aber — hatte das diese Frau nötig? Er sah sie an: ihr Gesicht war ernst geblieben und ohne die leiseste Koletterie. Er verbeugte sich leicht und reichte ihr die Hand.

"Sie haben mein Wort."

"Ich bin Ihnen dankbar dafür", sagte sie, nun zum erstenmal wieder lächelnd. „Sie dürfen mir wegen dieser ernsthaften Einleitung unseres heutigen Zusammenseins nicht böse sein. Vielleicht kann ich Ihnen Ihr Wort bald zurückgeben."

"Das bedeutet?", lächelte er zurück.

"Vielleicht . . . nichts?" Ein schelmisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. René, der ihre Hand noch in der seinen hielt, küßte sie.

Das Mädchen brachte Tee und Kuchen. Frau Marianne nahm ihr das Tablett ab, sie stellte selbst die Tassen und goß ein. René hatte ihr schweigend zugehört, entzückt von ihren frauenhaft weichen Bewegungen, ihrer Ruhe und Beherrschtheit von ganz besonderem Charme.

"Nehmen Sie es bitte nicht als leere Phrase, wenn ich Ihnen jetzt sage, daß Sie eine wundervolle Frau sind!", sagte er leise, ihren Blick suchend. „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich auf dem besten Weg bin, mich gründlich in Sie zu verlieben."

"Oh . . . Sonst nichts?"

"Darf ich Ihnen sagen, was ich gerade eben über Sie denke?", fragte René nach einer Weile wieder. Er hatte sich eine frische Zigarette angezündet und beugte sich, auf ihre Antwort gespannt, nach vorne.

"Wenn ich gewußt hätte, daß Sie mir schmeicheln wollen, dann hätte ich Sie nicht zum Tee gebeten", sagte Frau Marianne unbestimmt.

"Ich will Ihnen nicht schmeicheln", bat er.

"Dann dürfen Sie mir Ihre Gedanken sagen."

"Frei und offen?"

"Frei und offen!"

"Ja", machte René nachdenklich, „es ist alles noch recht unbewußt und ungeläutert — rein gefühlsmäßig. Wahrscheinlich stehe ich zu sehr unter Ihrem Einfluß, als daß ich das Gedankenchaos so richtig durchforscht hätte. Vielleicht habe ich mir auch noch nicht die Mühe gemacht, meine eigenen Empfindungen zu klären. Die Gesamtempfindung ist jedenfalls — wundervoll."

"Sie wollten mir nicht schmeicheln?"

"Gewiß nicht. Ich bleibe vollkommen sachlich. Primär ist das eigenartige Bewußtsein, daß Sie mir — vom ersten Augenblick unseres Zusammentreffens an — nicht mehr fremd waren. Daß ich Sie irgendwie kenne, achte, schätze — ohne diese Regungen belegen zu können. Ich hatte auch im ersten Augenblick das Gefühl der Gewißheit, daß es nicht bei dieser zufälligen, gemeinsamen Reise über die Nordsee bleiben würde."

"Vielleicht Ihre Absicht?"

"Kein. Ich lüge nicht. Bewußtsein. Überzeugung. Ich weiß es nicht. Kennen Sie es, wie Sie wollen. Und dennoch weiß ich natürlich nicht, wer Sie sind. Bitte, verstehen Sie richtig, wie ich das meine. Aber ich fühle Dinge, die Sie zu dem machten, was Sie heute sind. Sie sind verheiratet, und zwar — verzeihen Sie den dummen Ausdruck — unglücklich verheiratet?"

"Ja", antwortete Frau Marianne nach kurzem Zögern. „Auch die ortsübliche Bezeichnung „unglück-

lich" trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Aber was will das heißen? Sind heute nicht neunundneunzig von hundert Ehen unglücklich — wie man sagt?"

"Nicht so, Frau Marianne", fiel er ihr eifrig ins Wort. „Sie sind nicht der Mensch, an den übliche Maßstäbe zu legen sind. Dies Wort „unglücklich" ist hier falsch. Unverstanden", das klingt nicht minder abgeschmackt — und doch sind beide Worte in ihrem tieferen, das heißt: wahren Sinn berechtigt. Eine Ehe ohne — Echo also?"

Überrascht hatte Frau Marianne aufgesehen. „Waren Sie selbst einmal verheiratet?"

"Das wäre nicht ausgeschlossen, gnädige Frau", lächelte René, „Ihre Frage ist ein kleines Kompliment für mich. Aber glauben Sie mir, es handelt sich hier keineswegs um Komplimente, sondern darum, daß ich selbst das Bedürfnis habe, mir über meine eigenen Empfindungen klar zu werden. Darf ich fortfahren?"

"Ja — bitte."

"Gut. Ich glaube, daß Sie selbst ein gütiger Mensch sind, der allerdings im Leben viel Liebe vermisste. Vielleicht hatten Sie keine Mutter?"

"Allerdings. Meine Mutter starb bei meiner Geburt."

"Ich dachte es mir. Und nun wollten Sie selbst alle diese Liebe, die Sie selbst so unendlich vermissten, einem anderen Menschen geben. Und hier sahen Sie, daß dieser Mensch — Ihre Liebe nicht brauchte. Oder wollte?"

"Sprechen Sie bitte weiter."

"Die Liebe zu Ihrem Gatten fand kein Echo. Auch Liebe braucht Nahrung. Alle Liebe wollten Sie ihm geben, und taten es — um eines Tages zu erkennen, daß er dieser Liebe — nicht wert war. Das war für Sie ein Ende; ein Zusammenbrechen, — ein Verlust, dem Sie haltlos entflohen . . ."

Bestürzt hielt René inne. In seinen Gedankengängen gefangen, sah er jetzt erst auf und bemerkte erschreckend, daß Frau Marianne die Hände vor die Augen gelegt hatte, um ein leises Weinen zu verbergen.

Hastig sprang er auf und trat zu ihr.

"Was ist Ihnen? Um Gottes Willen . . ."

Sie antwortete nicht.

"Habe ich Ihnen wehe getan? Sprechen Sie doch."

Bestürzt legte er seine Hand auf ihren Kopf.

Sie weinte leise.

Da hob René das verweinte Gesicht mit sanfter Gewalt zu sich empor.

"Habe ich Ihnen sehr wehe getan, Marianne?"

Nur ganz leise, fast unmerklich schüttelte sie den Kopf. In ihre traurigen Augen trat ein Schimmer, der René sehr glücklich machte. Und so war es doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß er sich niederbeugte und das von Tränen feuchte Gesicht, heiß und stürmisch küßte.

(Fortsetzung folgt.)

Großstadt.

Von Wilhelm Neureuther.

Der Lärm der Straßen kreist in meinem Blute,
Und wälzt sich quälend durch das wache Sein —
Ich blicke und ich horche tief hinein,
Und suche offenen Sinnes drin das Gute.

Das Chaos lauten Drängens, harter Stöße,
Zerprengt den Tag, wühlt eine rauhe Spur —
Die Häuser beben unter der Tortur,
Und tragen stumm des Lebens neue Größe.

Die Zeit brüllt auf in sinnerfüllten Klängen,
Die sich der Mensch aus seinen Werken schuf.
Sie nährt die Lust mit tobenden Gefängen.

Und nur zuweilen hör' ich einen Ruf,
Aus kleiner Vogelhöhle dünn erklingen,
Und Mädchenklichern durch die Brandung dringen.

Betrachtungen eines alten Jägers über die Jagd im August.

Bei all der Not, die über unserm armen Vaterlande lastet, kann die Freude auf die mannigfachen Reize, die der August für den Weidmann in sich birgt, nicht aufkommen. Aber wo sollen wir Ausspannung und Erholung finden, einige Stunden des Aufatmens, wenn nicht in Gottes schöner Natur? Wenn wir im grünen Walddom angekommen sind, dann nimmt er uns immer wieder mit seiner Schönheit und mit seiner Ruhe in seinen Bann. Und das ist gut so! Wohl dem, dem es, sei es als Jäger, sei es als Naturfreund, vergönnt ist, durch Wald und Feld zu streifen, an Bächen, Flüssen und Seen das Spiel der pfeilschnellen Fische zu beobachten, an der Küste der Brandung Schall zu lauschen oder hinaus auf die unendliche Wasserfläche zu schauen, oder mit Bergstock und Stutzen von felsiger Höhe unserer schneegetönten Berge weisichünnende Pracht, unseres Berglandes erhabene Schönheit zu grüßen.

Wer dann neugestärkt an die Arbeit des Alltags geht, der kann auch wieder mit größerer Ruhe eine Reihe von Notverordnungen studieren, wie sie uns diese traurige Zeit zu bringen pflegt.

Wie war das alles so anders in der schönen Jugendzeit, vor mehr als dreißig Jahren, als alles Ordnung und Bestand hatte! Nun, so ist uns wenigstens die Erinnerung geblieben, daß es auch anders sein kann. Die Erinnerung ist aber nur für uns Alten da, unsere Jugend durchlebt eine traurige Gegenwart und steht vor einer noch schwereren Zukunft.

Deshalb ist es erfreulich, daß auch sie im Wald, auf den Bergen, im Wasser und in gesunder sportlicher Betätigung Leib und Seele kräftigt für den Kampf ums Dasein. Besonders glücklich aber sind die jungen Männer, die dem edlen Weidwerk ihre freien Stunden widmen, denn des Jägers Laufbahn ist voll Lust und alle Tage neu. Für diese jungen Weidmänner und die zahlreichen Naturfreunde sind die „Betrachtungen eines alten Jägers“ geschrieben. Gerade der Monat August bringt uns so manche Abwechslung auf jagdlichem Gebiet.

Der edle Rothirsch steht in der „Feistzeit“, der Rehbod springt noch aufs Blatt, die Jagd auf Wildenten ist offen, Bekassinen werden gesucht und gegen Ende des Monats winken die Freuden der Jagd auf Rebhühner. Und wie schön ist es im August in der herrlichen Gottesnatur!

Im Felde schwingen die Mäher
Sensen mit mattem Glanz,
Am Waldrande dunkelt der Föhren
Tiefgrüner, dämmernder Kranz.
Jegdwod dengelt ein Hammer
den Stahl zu kommenden Schnitt,
Jegdwod gurr eine Taube
Leis die Begleitung mit.
Jugend ballt sich der Nebel,
Goldes leuchtet es auf,
Wie ein brennendes Wunder
Steigt die Sonne heraus!

So singt M. Neumeyer, und wir Jäger, die wir so manchen Augustmorgen vor Tau und Tag am Waldrand auf dem Ansig gessen und dem Erwachen des Tages entgegengestarrt haben, empfinden ihm seine schönen Worte nach.

Der Ansig ist in vielen Fällen der Pürsch vorzuziehen; sie bleibt für mich zwar die Königin unserer Jagdarten, aber der alte Jägermann, der mich neben meinem Vater in die Geheimnisse des edlen Weidwerkes eingeführt hat — ich war Quartaner, als ich meinen ersten Sechserbod schoß — hat recht behalten. Er hat mir oft gepredigt: „Es sind mehr Firsche und Böde „erfessen“ als „erlaufen“ worden.“ Mit „erlaufen“ meinte er nicht etwa ein stürmisches Durchweilen des Waldes, sondern das ruhige Pürschen auf sorgfältig gepflegten Pürschpfaden. Auch das vergnügt nämlich das Wild, wenn es allzu regelmäßig, wie ein Patronillengang geschieht. So etwas nimmt der „Feisthirsch“ ganz besonders übel. Er ist ein sehr bequemer, äußerst mißtrauischer Herr, dieser „Feisthirsch“. Woher kommt der Name „Feisthirsch“? George Franz Dietrich aus dem Windell hat in seinem „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber“ aus dem Jahre 1804 sich wie folgt geäußert: „Den Hirsch benutzte man von der Mitte des Monats Juni bis zur Mitte des September am zweckmäßigsten, weil dann Wildpret und Haut am besten ist. Die eigentliche Feistzeit fällt erst in den Monat August. Bei voller Ahsung muß der gute Hirsch dann vierhundert, der Kapitalhirsch dagegen sechshundert Pfund wiegen und zwei bis vier Holl hoch Feist aufgelegt haben.“ In dieser Zeit steht also der edle Hirsch „in der Feiste“. Durch seine „Feiste“ ist er — wie gesagt — etwas bequem geworden. Um den weiten Weg zu Ahsung zu sparen, steht er gerne in den Vorhölzern. Der Hirsch wegen sucht er mit Vorliebe die kühnende Suhle auf. Geheimnisvoll ist sein Tun und Treiben; er ist das reine Waldgeheimnis. Es ist dreimal Gebuld dazu erforderlich, um des schlauen Feisthirsches Meister zu werden. Bei der alten Jägererei war zur Jagd auf den Feisthirsch das sogenannte „Lanzieren“ beliebt; das ist ein

sehr zweifelhaftes Mittel. Gar leicht wird der „Waldgeist“ vergnügt und verschwindet aus dem Revier. Der alte „Regener“ erzählt in seinen „Jagdmethoden und Fanggeheimnissen“ über das „Lanzieren“: „Das stille Durchgehen einzelner Jäger durch die Dürungen ist hauptsächlich in der „Feistzeit“ zu betreiben, wo die Firsche erst spät abends ihre Dürung verlassen und schon vor Tagesanbruch wieder in dieselbe zurückwechseln. Die sich vorkstellenden Schützen müssen guten Wind haben und müssen sehr geübte Büchsenjäger sein, weil sie meist in der Bewegung auf das Wild schießen. Kommt das Wild angetollt, so daß man auch auf einer schmalen Schneise seinen Schuß nicht gut anbringen kann, so ruft man es, sobald dasselbe die Schneise passiert, mit einem nicht zu lauten „Oh“ an, wobei jedoch die Büchse vollkommen schußfertig am Kopf liegen muß, um auf das stuhende Wild augenblicklich seinen Schuß abgeben zu können.“ Uns neuzeitlichen Jägern mit unseren leichten und handlichen Büchsen will solches „Zwiegespräch“ mit dem Wilde wunderbar erscheinen. Je flüchtiger das Wild die Schneise überfällt, je schwieriger der Schuß, um so stolzer der glückliche Weidmann! Aber, wenn man die Büchsen aus der Zeit unserer Großväter in die Hand nimmt, dann versteht man durchaus, weshalb sie nicht gern auf Wild „in der Bewegung“ geschossen und es lieber durch Zuruf zum Stehen gebracht haben. Was Regener über das „Durchdrücken“ sagt, ist selbstverständlich auch heute noch gültig: „Der Jäger, der das Geschäft des Treibers übernimmt, darf weder ganz geräuschlos schleichen, um in der Dürung nicht zu nahe an das Wild heranzukommen, noch darf er zu laut gehen, weil in beiden Fällen das Wild flüchtig werden würde, wodurch es dann seinen Wechsel weniger sicher hält und den auf den Wechseln stehenden Schützen meist nicht kommt ... Das Lautgeben beim Treiben des Rotwildes darf nur in einem leisen Knacken und Husten bestehen ...“ Am besten bricht man, nach meiner Erfahrung, hin und wieder ein dürres Astchen; kein Hornsignal, kein Pfiff, es muß alles genau nach den vorher verglichenen Uhren gehen!

Der Jagdhistorie halber will ich auch noch mitteilen, was der alte Regener über die Ausübung der Blattjagd vor bald 100 Jahren erzählt: „Zum Blatten nimmt man am sichersten eine Pfeife, auf der man hier und da im Revier, wo man einen Rehbod vermutet, den piependen Ton eines Schmaltehes nachahmt; man gibt gewöhnlich von zwei zu zwei Minuten drei bis vier Stöße und wiederholt dies auf jedem Stande mehrere Male. Der Ton muß sanft gezogen sein und darf nicht schreien. Gewöhnlich kommt der Bod schnell herangestürzt, mitunter kommt er auch ganz vorsichtig angehlichen. Oft erscheint auch statt eines Bodes eine alte Rinde, jedoch der Jäger auf alle Fälle gefaßt sein muß. Hat man es mit sehr schlauen, vorsichtigen Böden zu tun, so verbinden sich zwei Jäger, von denen sich der nicht Blattende etwas weiter in die Dürung hineinstellt, um den sacht heranschleichenden Bod dort zu erlegen. Kann man sich nicht ganz geräuschlos nach dem zum Blatten ausgewählten Platz hinbegeben, so bleibt man dort erst fünf bis zehn Minuten ruhig stehen, ehe man blattet. Bei der Auswahl des Standes zum Blatten muß man darauf sehen, daß man guten Wind hat, daß man gebett steht und nach allen Seiten Raum genug zum Schießen hat.“ Was Regener schreibt, ist bis auf einiges heute noch zutreffend. In meiner mehr als dreißigjährigen Jägerlaufbahn habe ich nur in Ausnahmefällen allein geblattet. Erst mit meinem Vater und meinem jagdlichen Lehrmeister, dann stets mit einem Förster oder Weidgenossen. Immer haben wir fünfzehn Minuten gewartet, bis der erste Blatt-Ton erscholl, und wenn der letzte Ton verhallt war, dann schlichen wir erst nach einer Viertelstunde vom Plaze. Lautlos kamen wir, lautlos gingen wir weg! In der Höhe der Brunnzeit, vom 4. bis 10. August benutzten wir häufig das „Angstgeschrei“, das Regener offenbar noch nicht kannte. Wieviel Kapitalböde, „uralte Geheimräte“ haben wir nach solchen Blattgängen im Jagdwagen verkauft und wie schließlich war die Heimfahrt zur „Sophienhütte“, wo die treue Mutter, die Oberförsters-Tochter, Mann, Sohn und Jagdgast mit herzlichem „Weidmannsheil“ begrüßte.

Im August ist auch die schöne Zeit der Jagd auf die Wildenten; Mitte des Monats sind die Jungen voll befiedert. Ende August winkt die Hühnerjagd mit ihren Freuden, doch sind die Jungen meist noch nicht schußreif und der weidgerechte Jäger beginnt erst im September mit der Jagd; aber die schöne Zeit der Hühnerjagd sprechen wir im September. Bis dahin „Weidmannsheil“!

Dr. Ludwig Roth.

Wußten Sie das schon?

Der in Afrika und Asien vorkommende Nashornvogel hat die eigentümliche Gewohnheit, das brütende Weibchen in dem hohlen Baum, in dem sich das Nest befindet, regelrecht einzumauern. Nur ein schmaler Spalt wird offen gelassen, durch den er dem Weibchen Nahrung bringt.

In China besteht die Vorschrift, daß kein Chinese seinen Geburtstag feiern darf, ehe er nicht 60 Jahre alt ist.

Spazierstöcke.

Eine Betrachtung von Julius Kreis.

Warum manche Männer einen Spazierstock tragen? Die Psychologen bringen dafür eine Reihe von Erklärungen. Auch die Schulbedürftigkeit, um nicht zu sagen Hinfälligkeit des stärkeren Geschlechts wurde in der letzten Zeit dafür namhaft gemacht. Daß der Spazierstock in unserer bürgerlichen, zivilen Lebensgemeinschaft so etwas wie eine Erinnerung an das Schwert kriegerischer Vorfahren bedeutet, ist nicht von der Hand zu weisen. Oder: die Neigung zu geselligem Umgang, zu Begleitung und Ansprache läßt uns nach dem Spazierstock greifen, der Wunsch Einsamkeitsgefühle abzureagieren.

Freilich scheint heute schon eine Art Spazierstock-Dämmerung angebrochen zu sein. Seine Zeit ist vorbei. In der Altkartenmappe ist ihm ein harter Konkurrent entstanden. Das Tempo unserer Tage läßt ihn nicht mehr recht mitkommen. Die Richtung der Sachlichkeit ist dagegen.

Aber immerhin: noch hat er seine Anhänger und hier sei versucht sein Bild in allerhand Lebenslagen für die Nachwelt festzuhalten, für die er wohl über kurz oder lang historisch geworden sein wird.

Da ist der einfache Alltags-Dienst- oder Gebrauchstock. Er ist von schlichter Farbe, von festem Holz und ohne Bierat. Am Griff ein wenig abgekehrt, vom Wind und Wetter in seiner Beize gebleicht. Ihn trägt der Herr Oberaktuar, der Herr Amtsdirektor, der Herr Kriminalfunktionär, ihn tragen alle, die morgens zur bestimmten Minute von ihrem Haus aus in ihr Büro pilgern, — tüchtige Herren. Sie fahren nicht mit der Straßenbahn, weil sie mit Energie den Spedanzah bekämpfen. Im Rhythmus ihrer Schritte schwingt der treue Begleiter und vor gegen seinen Vorgesehten oder Kollegen einen unterdrückten Groll im Busen trägt, läßt den Stock bei der Erinnerung daran durch die Luft pfeifen. Diese Symbolhandlung erleichtert das Gemüt und ist deshalb hygienisch zu werten.

Alle Herren, die am Vormittag in ihren Mußestunden bummelnd durch Markt, Straßen und Anlagen wandern, stützen sich auf einen Stock, der neben seiner Zweckdienlichkeit Erinnerungs- und Gefühlsversteher birgt. Er hat eine wagrechte Horn- oder Eisenrinne und ist ein Erbstück von Vater oder Großvater. Dieser Spazierstock ist wie ein guter, alter Freund und wenn sein Herr nicht mehr ist, gewöhnt er sich kaum mehr in eine andere Hand. Das Wassermahl im Alten-Herrn-Café nimmt ihn ehrsüchtig in Empfang wie ein wertvolles Museumstück und gibt recht acht, ihn so zu stellen, daß er nicht umfällt. Denn sonst gibt's Donner und Blitz.

Dann ist zu nennen der Bummel- oder Flanierstock, der Gent unter den Spazierstöcken. Er ist aus kostbarem Übersee-Rohr, wuchtig, apart getönt und mit einem Silberhalsband, mit einer gewaltigen Knauffassung versehen. Er geht gerne zusammen mit einem Monotel, begnügt sich aber im Notfall auch mit einer schiden Hornbrille. Frauen, Bräute, Freundinnen beglücken ihn zum Geburtstagsfest. Wer so einen Stock als Begleiter hat, blickt fahrig und ganz als blonde Bestie seinem Gegenüber ins Auge. Im Verein mit hellen Lederhandschuhen und weißen Gamaschen wirkt er faszinierend auf die Umgebung.

Sein Stiefbruder aus dem 95-Pfennig-Ausverkauf hat alles, was an dem Gent echt ist, in Lalmi. Er steht „genau so aus“ — nur am Gewicht merkt man den Unterschied. Sein Silber wird nach einigen Wochen gelb und sein Rohr splittet und reißt. Diesen Lalmi trägt der halbkranke Siebzehnjährige am Sonntag zu ungeheurer weiten Oxfordhosen, kurzem Jackett und leuchtend orangefarbenen Schuhen.

Der Bergstock ist gut Freund von jedermann. Ihn tragen Milfordäre und Handwerksburschen, Fürstinnen und Sennerinnen. Er ist der Stock, der durch seinen Zweck und Sinn über allen anderen bleiben wird. So wie er aussieht, ist er: knorrig, fest, einfach, nicht umzubringen, eine treue Stütze und handfeste Waffe, der richtige Naturbursche, dem es nur auf Wanderstraßen und Bergpfaden wohl ist, der sich — kommt er je in ein Hotel oder Café — schein hinter die vornehmen Brüder aus der Stadt versteckt.

In den letzten zehn Jahren ist ein Verwandter von ihm aufgetaucht, dem das Wandern zu Kopf gestiegen ist, und der im Gegenjag zum schweigsamen Bergler gern und viel von seinen Reisen erzählt. Es ist der „Rapperl-Stock“, über und über benagelt mit Blechschilbern, von dem, was er alles „gemacht“ hat.

Aber ganz im Alltagsleben daheim ist der zügige, rotbraune Haselnußstock oder der aus Weichholz. Ihn trägt der fröhliche Landmann, wenn er zu Markt oder in die Stadt fährt. An ihm ist kein Schmuck. Er hat, wie sein Herr, kein Fett angelegt. Bäh, fast schlant, aber voll Härte und Widerstand ist er. Er treibt sich in der Nähe von Schlacht- und Viehhöfen herum und gibt sich ungern aus der Hand. Schau ihn nicht schief an! Er ist ein Choleriker und hat auf mancher Kirchweih in Schmalzbach oder Haglhofen sein Temperament erprobt. Ein Vetter von ihm ist der mehr städtische Hirschhornhaderstock, der freilich schon bald

historisch wird. Er hat als Krücke eine Hirschhornstange und sein Träger war in früheren Zeiten bloß durch die Gegenwart dieses Stodes unerschütterlich. Er verlangte an der Uhrkette ein klingende „Charivari“ aus Eberzähnen, Talern und Hirschgrandin, sowie eine grüne Weste und einen Gamsbarthut. Belange, die durch ihn gewahrt wurden, kamen in der guten, alten Zeit nie zur Gefährdung. — Kommt uns Spazierstocklose Generation da nicht ein bißchen Wehmut an?

Neue Bücher

* Heinrich Bühlmann: „Goethes Faust“. Weg und Sinn seines Lebens, seiner Rettung. (Amalthea-Verlag, Wien.) Diese Fauststudie sucht das Lebensgeheim, das in den Schicksalen und inneren Wandlungen Fausts wirksam ist, darzustellen. Maßgebend für die Richtung der Darstellung war die Weltanschauung Goethes, die bewußt oder unbewußt die Quelle seines Hauptwerkes war. Weg, Sinn und Rettung dieses Lebens war nach Bühlmann Fausts Streben nach der Totalität. Indem er, wie das Bündnis mit Mephisto zeigt, auch das Böse, das er hat, als antreibende Kraft zum Vordringen in die Natur, in sein Selbst und das Welt- und Menschenganze benutzte, wurde sein Wirken zum Abbild des Geschehens in der großen Natur, wo aufbauende und zerstörende Kräfte die Bewegung in stetem Flusse erhalten. In der Schöpfung, als wirkende Einheit genommen, spielen die zerstörenden Kräfte nur eine dienende Rolle, keine herrschende, weil sie gut ist im Kerne. So auch dient Fausts fünfdiges Leben als Ganzes dem Guten. Es war nicht nur ein Abbild des großen Naturgeschehens, sondern ein Gleichnis der göttlichen Urkraft, die nach Goethes Weltanschauung das gute und böse Prinzip umfaßt. Drum wird, was den Faust der christlichen Sage ins Verderben stürzt, für den Faust Goethes zur Rettung. Sein Drang zum Ganzen ist für ihn seine göttliche Verwegenheit, sondern der Weg zum Himmel — zur Vereinigung mit dem Göttlichen — auch ohne Neue und Buße.

* Emilio Salgari: „Im U-Boot zum Nordpol“. Abenteuerroman. (Pöhlner-Verlag Carl Simina, Berlin SW. 11.) Der Autor, ein ehemaliger Kapitän, der große Weltreisen gemacht hat, ist ein vorzüglicher Schilderer von Meeresstürmen, Kampfszenen zu Wasser und zu Lande und von fremdartigen Landschaften. Mit glänzender Phantasie und trefflicher Kombinationsgabe ausgestattet, läßt er seine Helden von Abenteuer zu Abenteuer gelangen. Menschen und Ereignisse treten uns auf farbigstem Hintergrund fast plastisch in dichterischer Gestaltung entgegen. Hier hat der Engländer Sir Hubert Willens, der das Marine-U-Boot „Nautilus“ in Philadelphia für seine Forschungsfahrt in die Arktis umbauen ließ, in dem Helden des Salgarischen Buches einen Vorläufer gefunden. Hier ist es der Kommandant des „Taimor“, der finnländische Ingenieur Nikita, der die Fahrt mit all ihren aufregenden Abenteuern schildert. Während der Leser die Kämpfe gegen die Eisstöße, die Stürme und Gefahren verfolgt, hält ihn die Musik des Nordpols völlig in Bann.

* G. von Hochwächter: „Afrika ruft den Jäger“. Praktisches aus der Praxis. (Dietrich Reimer, Ernst Bohlen, Berlin.) Wie man als Großwildjäger eine „Safari“ vorbereitet und durchführt, darüber gibt dies Buch, das kein bieder Wälzer ist, erschöpfende Auskunft, wobei alle Einzelheiten von der Ausrüstung bis zum Fahrplan mit genauer Angabe der einzelnen Kosten berücksichtigt werden. Dem aus praktischer Erfahrung geschriebenen Buch ist ein fesselndes, reich illustriertes Jagd- und Reisetagebuch der Jagdexpedition des Verfassers im ehemaligen deutsch-afrikanischen Gebiet vorangestellt, das zum Lust- und Pläne-machen anregt und dem Jäger eine reiche Fülle interessanter Anregungen gibt.

* „Wörterbuch zur deutschen Literatur.“ Von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das „Wörterbuch zur deutschen Literatur“ von Hans Röhl ist soeben in zweiter, erweiterter Auflage erschienen, die eine völlige Neubearbeitung darstellt. Etwa 800 Stichwörter sind neu hinzugekommen, so daß sich deren Gesamtzahl jetzt auf circa 2700 beläuft. Außer den Fachausdrücken und Personennamen aus der Literaturgeschichte und aus den Gebieten des Theaterwesens, der Poetik, Metrik und Stilistik enthält die zweite Auflage auch noch alle notwendigen Artikel sprachgeschichtlichen Inhalts. Alle Angaben, so z. B. die der praktischsten und billigsten Textausgaben und der grundlegenden Fachliteratur, sind auf den heutigen Stand gebracht.